



Journal der Theologischen
Bewegung für Solidarität und
Befreiung – TheBe

Erwägungen

Hannes Reiser
«Das Ziel isst den Weg»

Heiner Schubert
Mit Familien in der
Tradition der Klöster
leben

Bettina Flick
Von Träumen und
Visionen zur gelebten
Wirklichkeit

Lukas Fries-Schmid
Den ganz Anderen zu
Tisch bitten

Stefan Walt
«...wir werden aber
erfolgreich trotzen»

Adrian Müller
Ein Leben unter zehntausend Brüdern

Ulrich Kriese
Die Stiftung Edith
Maryon als Projekt-
partnerin für Gemein-
schaftswohnprojekte

*In Erwägung, dass da Häuser stehen,
während ihr uns ohne Bleibe lasst,
haben wir beschlossen,
jetzt dort einzuziehen,
weil es uns in unseren Löchern
nicht mehr passt.*

Bertolt Brecht, In Erwägung
(aus: Die Tage der Commune)

◆ «Anders wohnen – anders leben». Mit der sechsten Nummer der «Erwägungen» richten wir unseren Blick auf die real existierenden Utopien des Wohnens. Wenn seit Jahren vom «Ende der grossen Erzählungen» die Rede ist, fragen wir nach den alternativen Nischen, die sich dem Diktat des Immergleichen zu entziehen versuchen und mitten unter uns ihr Dasein behaupten.

Wir fragen: Wo stehen im Jahr 2011 die alternativen Wohnprojekte und was wird in den Mittelpunkt gesetzt? Wie wird gemeinschaftliches Wohnen verstanden? Und was bedeuten hier die Begriffe «privat», «gemeinschaftlich», «öffentlich»? Welche Erfahrungen haben sich bewährt, um die Visionen von Alternativen nachhaltig umzusetzen? Sieben alternative Wohnprojekte stellen sich vor und: sie könnten unterschiedlicher nicht sein.

Hannes Reiser von der Longo mai-Kooperative bringt das Ringen um alternative Wohnformen, die anderes Wohnen und anderes Leben ermöglichen, folgendermassen auf den Punkt:

«Mein jüngster Sohn wurde soeben 17 Jahre alt. Über seinem Bett hängt ein selbst gemaltes Poster mit der Inschrift «Das Ziel isst den Weg». Offenbar setzen sich alle Generationen mit diesen Fragen auseinander. Dieses Poster könnte ein Motto für die Auseinandersetzung mit unserer versuchten Utopie sein. Wie weit verbaute uns ein zu hoch gestecktes Ziel den Weg? Und warum, wie und wo wurde das Ziel zu einem alternativen Weg, den wir nun doch immerhin seit 40 Jahren gemeinsam gehen?»

Mit dieser Nummer verabschieden wir uns nach 3 Jahren als Redaktionsteam. Wir wünschen viel Vergnügen bei der Auseinandersetzung mit den Texten dieser Nummer und den kommenden «Erwägungen» unter der Redaktion von Angelika Boesch.

Christian Muheim, Franz Schibli

Inhalt

| | |
|-----------|---|
| 1 | Hannes Reiser: «Das Ziel isst den Weg» |
| 4 | Heiner Schubert: Mit Familien in der Tradition der Klöster leben |
| 7 | Bettina Flick: Von Träumen und Visionen zur gelebten Wirklichkeit |
| 10 | Lukas Fries-Schmid: Den ganz Anderen zu Tisch bitten |
| 12 | Stefan Walt: «... wir werden aber erfolgreich trotzen» |
| 14 | Adrian Müller: Ein Leben unter zehntausend Brüdern |
| 17 | Ulrich Kriese: Die Stiftung Edith Maryon als Projektpartnerin für Gemeinschaftswohnprojekte |
| 20 | Maria Klemm-Herbers: Workout – Empört Euch! |
| 21 | Aus der Bewegung für Solidarität und Befreiung |

«Das Ziel ist den Weg»

Longo mai-Kooperative

◆ Anfangs der 70er Jahre entstanden in der Schweiz mehrere Wohngemeinschaften im Rahmen der Lehrlingsbewegung «Hydra». Ich selbst gründete zusammen mit meinen revoltierenden Jugendfreunden eine solche Gruppe in Schaffhausen. Die Hydra verstand sich als Bewegung von regionalen Wohngemeinschaften und Gruppierungen, welche den Kampf für die eigenen Rechte mit dem täglichen selbstbestimmten Leben verbinden wollte. Wir wollten uns nicht auf Wochenend-Demos beschränken. Wir wehrten uns gegen die Ausbeutung von Lehrlingen als billige Arbeitskräfte und gegen eine als Leerlauf empfundene Konsumgesellschaft mit ihren Zwängen, gegen eine sinnleere Zukunft, als Rädchen einer grossen Maschinerie und gegen Muff und Enge der Kleinfamilie.

Den Ideen treu bleiben

Wir wollten die Gesellschaft verändern und wussten, dass wir als Einzelne wenig ausrichten können, fühlten aber, dass uns als Gruppe die Welt offen stand. In diesem Zusammenhang waren wir auch bereit, persönliche Bedürfnisse wie Selbstfindung und Glückssuche den Notwendigkeiten des politischen Engagements unterzuordnen. Wir waren damals jung, zwischen 16

und 20 Jahren und die Gruppe war für uns alles. Deshalb empfanden wir unser Engagement nicht als Opfer. In der Gruppe fanden wir Geliebte, Freundinnen und Freunde, Lebenssinn und Energie. Es gab innerhalb der Gruppe bereits einige feste Paar-Beziehungen. Aber man verstand sich vor allem als Gruppe. In der damaligen Zeit wurden die politisch engagierten Stadtkommunen Opfer immer stärker werdender Schikanen und Repressionen. Unser Traum, die Welt schnell zu verändern, prallte auf den Granit einer Gesellschaftsordnung und derer Vertreter, die unverrückbar stehen bleiben wollten und oft unverhältnismässig zurückschlugen. Es wurde immer schwieriger, seinen Ideen treu zu bleiben und weder den «Marsch durch die Institutionen anzutreten» noch der Versuchung der Eskalation zu verfallen.

Wir zogen es vor, unsere Ideen und Träume dort zu verwirklichen, wo die erdrückenden Profit- und Konsuminteressen weniger mächtig waren, nämlich in wirtschaftlich verlassenen Berg- und Randregionen, ohne jedoch unsere politischen Träume aufzugeben. So wanderten wir gemeinsam aus nach Frankreich. Auf 300 Hektaren verlassenen Landes in den provençalischen Bergen entstand die erste Longo mai-Kooperative. Aus Widerstands- und Wohngemeinschaften wurde eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Wir konnten auf den Erfahrungen von fünf Jahren Zusammenleben in der Stadt aufbauen. Neue interessierte Jugendliche stiessen hinzu. Der Kern und die Motivation der GründerInnen blieben stark und sorgten für Kontinuität, aber neue Ideen und Einflüsse öffneten die Gruppe. Wir hatten nicht nur das Weite gesucht, sondern auch Weite gefunden. In dieser Weite hat sich das Alltagsleben der Gruppe neu eingependelt. Persönliche Bedürfnisse fanden mehr Raum, es kam zu stabileren Paarbildungen, Kinder bevölkerten die Kooperativen. Auch dies

führte zu einem neuen Umgang mit persönlichen Bedürfnissen, die nicht mehr einfach als kleinbürgerlich betrachtet wurden.

Alles wurde versucht

Heute gibt es neun verschiedene Kooperativen, die erste in der Provence ist die grösste geblieben. Sie dient heute als Empfangs- und Ausbildungsort. Die Gründungen der neuen Kooperativen wurden grösstenteils von Leuten realisiert, die sich in der Gründungs-kooperative der Provence kennengelernt hatten. Die Organisation des täglichen Lebens trägt in allen Kooperativen ähnliche Züge wie diejenige der Provence. Die vielfältigen Tätigkeitsbereiche wurden in verschiedene Arbeitsgebiete mit Verantwortlichen eingeteilt: Jeweils eine Gruppe kümmerte sich um Ackerbau, Garten, Kleintierzucht, Schafzucht, Waldarbeit oder Bau und Haushalt: je nach Neigung der Einzelnen. Alle waren anfänglich von den neuen Tätigkeiten begeistert. Holzfällen, Häuser bauen, nach Wasser graben, für Dutzende von Leuten kochen, Kräuter sammeln, Schafe hüten, alles wurde versucht. Mit der Zeit kam es zu einer gewissen Spezialisierung, sicherlich auch aus dem Bedürfnis heraus, Kenntnisse und Fähigkeiten zu vertiefen.

Zu Beginn wurden alle die Arbeit betreffenden Details an allabendlich stattfindenden Vollversammlungen diskutiert. Mit zunehmender Kompetenz wurde dies langsam überflüssig. Für die täglich anfallenden Aufgaben, an denen sich fast alle beteiligen, wie Kochen, Putzen, Kinder betreuen trägt sich heute jede und jeder an einer Organisationsversammlung am Sonntagabend auf einer Liste ein. Die eher spezialisierte Arbeit wird von den Verantwortlichen geplant. Für Grosseinsätze wie Ernte, Unkraut jäten, Ausmisten, Holzvorräte anlegen, wenden sich die Betroffenen an alle, die Zeit haben und mitmachen können. Die gemischten Equipen sind

durchaus attraktiv. Diese Funktionsweise, die sich in der Gründungs-kooperative entwickelt hat, ist natürlich je nach Grösse der anderen Kooperativen variabel, bleibt aber im Prinzip dieselbe.

Die Suche nach dem Konsens

Die Einrichtung der gemeinsamen Kasse, in welcher die Erträge der verkauften Produkte, der Subventionen und Zuschüsse für Investitionen einfließen, hat sich überall gehalten. Kasse und die Buchhaltung werden von einer kleinen Gruppe im Turnus geführt. Es werden keine Löhne ausgezahlt, man erhält aber nach Bedarf und Möglichkeiten Taschengeld zur freien Verfügung. Investitionen, die einen Sektor betreffen, werden in der jeweiligen Kooperative gemeinsam beschlossen. Die Vertreter der Kooperativen legen ihre Pläne anlässlich von interkooperativen Treffen vor, welche in der Tradition der Tagsatzung im Turnus stattfinden. Das Interkooperative Treffen ist das oberste Entscheidungsorgan. Dort werden die Prioritäten für die gesamte Bewegung Longo mä festgelegt. Die einzelne Kooperative hat sehr viel Spielraum. Hier werden die wichtigsten Entscheidungen in der, meist ein Mal in der Woche stattfindenden Vollversammlung gefällt. Grundsätzlich wird alles besprochen, jede und jeder ist gebeten sich zu beteiligen. Es gab und gibt auch heute kaum Abstimmungen. Es wird meist so lange diskutiert, bis ein Konsens gefunden wird.

Trotz den Prinzipien der Genossenschaftsbewegung, welche bei der Gründung von Longo mä Pate standen – ein Mitglied eine Stimme – hatten sich in der Gründungsphase trotzdem informelle Hierarchien herausgebildet, welche auf Alter, Charakter, Erfahrung und Redegewandtheit beruhten. Diese hatten einen grossen Einfluss auf die gemeinsamen Entscheidungen. Die letzten 15 Jahre sind allgemein von der Suche nach einem Zustand wirklicher

Demokratie geprägt, nach einer Gleichberechtigung, in der sich alle an den Diskussionen beteiligen und einbringen, wo Autorität wirklich nur noch auf Kompetenz beruht. In vielen Selbstverwaltungsprojekten entwickelten sich die Strukturen von einer anfänglichen Vollversammlungsdemokratie zu «effizienter Hierarchie». In Longo mäi geht die Entwicklung eher von militanter Hierarchie zu wirklich demokratischem Leben und Wirtschaften.

Was ist eine politische Tat?

Heute prägen drei Diskussionsprozesse die internen Diskussionen in den inzwischen neun selbstverwalteten Genossenschaftsbetrieben in Frankreich, Österreich und der Schweiz, in denen inzwischen 200 Erwachsene und ihre Kinder leben. Der erste Prozess von Überlegungen betrifft das Erkennen persönlicher individueller Bedürfnisse auch im Hinblick auf das zunehmende Alter. Die persönlichen Bedürfnisse wurden oft zugunsten der Gemeinschaft und im Engagement für politische Ziele verdrängt und nicht zur Kenntnis genommen. Eine zweite gemeinsame Diskussion betrifft den Stellenwert des politischen Engagements der Kooperativen in unserer Gesellschaft. Dieses besteht aus klassischen politischen Solidaritätsaktionen, wie die Solidarität mit Sans-Papiers, Kampagnen gegen Gentechnik in der Landwirtschaft, gegen die Landflucht oder für die Ernährungssouveränität und nachhaltige Wirtschaft.

Eine dritte Überlegung betrifft die Frage: Wie weit war und ist der Aufbau einer alternativen Lebens- und Arbeitskultur bereits eine politische Tat? Auch dies wird unter den Longo-mäi-Mitgliedern kontrovers diskutiert. Die heutige Gesellschaft leidet stark unter der persönlichen Isolation, entfremdeter Arbeit, sinnlosen Tätigkeiten, nur des Geldes willen, sozialer Kälte, verdrängten Krisen, Armut und Ausgrenzung,

Fehlen von sozialen Verbänden und von echter Freundschaft. Auch die immer grössere Entfernung von unseren Wurzeln und vom Boden, der uns ernährt, ist zu einem wachsenden Problem geworden. Die eigene Erfahrung von 40-jährigem gemeinschaftlichem Zusammenleben und -arbeiten auf der Grundlage genossenschaftlicher Landwirtschaft könnte eine Antwort auf viele dieser Fragen geben. Eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte, welche Chancen und Gefahren des gelebten Experimentes zu Tage fördern könnte, würde diesen Beitrag noch wertvoller machen. Eine solche Auseinandersetzung braucht viel Mut, Zeit und Geduld, da Longo mäi aus Menschen besteht und dies für die Einzelnen einer Konfrontation mit der eigenen Lebensgeschichte bedeutet.

Mein jüngster Sohn wurde soeben 17 Jahre alt. Über seinem Bett hängt ein selbst gemaltes Poster mit der Inschrift «Das Ziel isst den Weg». Offenbar setzen sich alle Generationen mit diesen Fragen auseinander. Dieses Poster könnte ein Motto für die Auseinandersetzung mit unserer versuchten Utopie sein. Wie weit verbaute uns ein zu hoch gestecktes Ziel den Weg? Und warum, wie und wo wurde das Ziel zu einem alternativen Weg, den wir nun doch immerhin seit 40 Jahren gemeinsam gehen?

Zum Projekt:

<http://www.youtube.com/watch?v=XjD2aWWizVc>

Hannes Reiser, Jahrgang 1953, gehört zur Gründergeneration von Longo mäi und ist heute Co-Leiter der Administration von Longo mäi und des Europäischen BürgerInnen-Forums in Basel. Er engagiert sich ausserdem seit der ausländerfeindlichen Schwarzenbachinitiative für die Verteidigung von Flüchtlingen und MigrantInnen in der Schweiz und gegen die fremdenfeindliche Daueroffensive von Rechtsaussen. Er ist stolzer Vater von drei Söhnen (26, 19 und 17), interessiert sich für Literatur, Musik, Philosophie sowie für alternative Wirtschaftsformen und schloss letzten Monat sein Studium an der Universität Freiburg ab.

Mit Familien in der Tradition der Klöster leben

Die Kommunität Don Camillo

◆ Die Lebensgemeinschaft Don Camillo wurde 1977 gegründet. Inspiriert wurde sie am Anfang stark vom Beispiel der Christusträger, einer evangelischen Bruder- und Schwesternschaft, die damals ihren Hauptsitz in Bensheim/D hatte.

Heute lebt der grösste Teil der Kommunität in Montmirail im Kanton Neuenburg, einer ehemaligen Internatsschule der Herrnhuter Brüdergemeine. Hier empfängt die Kommunität Gäste, nimmt Menschen auf auf Zeit und bildet Lehrlinge aus, die im Rahmen der IV eine Ausbildung absolvieren. Zwei Familien leben in Berlin, wo sie, gemeinsam mit Ledigen, ein Stadtkloster betreiben. Eine Familie lebt in Basel. Die Gemeinschaft ist privatrechtlich als Verein organisiert; die Kinder, die an den verschiedenen Orten in ihren Familien gross werden, sind nicht Mitglieder.

Motiviert waren die GründerInnen vom Wunsch, in der Nachfolge des Jesus von Nazareth ihr Leben zu gestalten. Nicht politische oder ökologische Ideale gaben in unserem Fall den Ausschlag, sondern geistliche. Weil von Beginn weg der Wunsch bestand, dass Ledigengemeinschaften und Familien zusammenleben, mussten die sogenannten «Evangelischen Räte», die die Basis

zölibatär lebender Gemeinschaften bilden, angepasst werden. Armut wurde zu Beginn sehr konkret als Bedürfnislosigkeit verstanden; das Teilen etwa so gestaltet, dass man sich in den Ledigengemeinschaften die Zimmer teilte. Keuschheit wurde dahingehend gedeutet, dass Männer und Frauen ihrem Stand gemäss leben sollten. Am Schwierigsten war die Gehorsamsfrage. Nach vielen Jahren mit einem Priorsamt demokratisierte die Kommunität ihre Strukturen radikal, weil das Gehorsamsverständnis der Klöster in einer Familienkommunität nicht funktioniert.

Neue Wege gehen

Mittlerweile hat die Kommunität etwas von ihrer anfänglichen Radikalität verloren. Einige Aspekte des kommunikativen Lebensstils ermöglichen dennoch, neue Wege zu gehen.

Wir beten gemeinsam. In Berlin und Montmirail bilden die Stundengebete die Basis des gemeinsamen Lebens. Wir beten heuten dreimal am Tag ein liturgisches Gebet, wobei die Mitglieder sich verpflichten, einmal am Tag teilzunehmen. Es ist ein Vorrecht, dem Gebet Priorität einzuräumen. Oft hilft das, der Arbeit ihren rechten Platz zu geben. Gerade das Gebet verhindert hartnäckig, sich nur über die Arbeit zu definieren.

Wir teilen unser Geld. Alle Verdienste werden zentral verwaltet und neu verteilt. Damit brechen wir das Schema Lohn/Leistung auf. Es ist nicht einzusehen, warum ein Handwerker weniger verdienen soll, als eine Pfarrerin. Das Geld zu teilen ist weniger schwierig, als angenommen werden könnte – mit etwas Übung gelingt es mit der Zeit ganz gut; dennoch braucht dieser Entscheid immer mal wieder Anpassungen.

Wir teilen unsere Kompetenzen. Hier liegt die grösste Herausforderung. Wir lernten, dass das nicht für alle im selben Mass möglich ist. So arbeiten einige in ihren Berufen, andere in den

kommunitären Projekten. Das eine ist nicht besser als das andere. Wir haben zum Glück eine Grösse, die bisher erlaubt hat, den einzelnen gerecht zu werden in ihren persönlichen Neigungen und Wünschen. Das erfordert aber Offenheit und gegenseitige Rücksichtnahme. Grundsätzlich kann gesagt werden, dass an der Basis die Bereitschaft der einzelnen steht, über ihre beruflichen Perspektiven zu reden. Als Kommunitätsmitglied gebe ich ein Stück weit aus der Hand, mein Leben unabhängig zu gestalten, auch wenn ich selbst dafür verantwortlich bleibe. Die in dieser Abmachung liegende Spannung ist zu Zeiten eine Herausforderung. Sie ist – neben den Gebeten – vielleicht die spirituellste der Abmachungen, die wir getroffen haben. Sie spiegelt die Überzeugung, dass meine Begabungen von Gott geschenkte Möglichkeiten sind, die Welt zu gestalten. Vom neutestamentlichen Gemeindeverständnis her kann ich das nur in Ergänzung mit und zu anderen. Solidarität hat kein Gefälle, sondern bedeutet im Grunde genommen ein aufeinander Angewiesensein. AlleinunterhalterInnen haben hier keinen Platz, auch wenn sie in unserer Welt die beste Presse haben. Kommunitäres Leben bietet einen Rahmen, ausgehend von den angestrebten Inhalten gemeinsam für die Mitglieder das Gemeinschaftspuzzle zu legen, ohne sich zunächst durch ökonomische Zwänge behindern zu lassen. Diese gibt es dann natürlich auch. Auch wir müssen sehen, dass die Einkünfte aus externen und internen Engagements ausreichen, um unseren Lebensstil zu garantieren.

Begleitung von ausserhalb

Nachdem wir in der ersten Phase durchaus den Eindruck hatten, gemeinsames Leben sei für Menschen, die in der Nachfolge des Jesus leben wollen, die eigentlich ideale, ja einzig mögliche Form, haben wir unterdessen begriffen, dass es eine Form ist unter anderen.

Die Überheblichkeit der Anfangsphase half, die Radikalität durchzuhalten. Einiges ging denn auch schief: Wenn zwei Familien eine Wohnung teilen, war es so, dass einzelne unter dem Mangel an Privatsphäre litten. Wir gaben diesen Versuch auf. Eine Seelsorgerin wurde nicht müde zu fordern, dass jede Familie eine Türe braucht, die sie zumachen kann. Überhaupt halfen uns immer wieder Leute von aussen.

Eine Regel, die wir seit Beginn haben, ist dass jede und jeder eine/n BeraterIn ausserhalb der Kommunität haben muss. An den verschiedenen Orten gibt es regelmässige Supervisionen. Sie helfen, gruppodynamischen Prozessen nicht einfach ausgeliefert zu sein. Wer immer sich in das Abenteuer gemeinsamen Lebens stürzt, tut gut daran, sich begleiten zu lassen von jemandem, der nicht Teil des Systems ist. Supervision hilft, dass die leiseren Stimmen gehört werden, die oft den Gang der Dinge positiv beeinflussen, aber von den Haudegen überhört werden. Auch in einer Gemeinschaft, die in geschwisterlichem Geist unterwegs sein möchte, droht die Gefahr, dass die dominanten Persönlichkeiten den Ton angeben. Dagegen hilft Supervision und das gemeinsame Feiern von Gottesdiensten und Abendmahlfeiern.

Privatsphäre für Kinder

Weitere Grenzen setzen uns unsere Kinder. Wir haben uns gegen das Kibbuz-Modell entschieden, wo Kinder gemeinsam erzogen werden. Familien sollen ihre Traditionen weitergeben können. Wir verzichteten darauf, einen «Don Camillo-Erziehungsstil» zu definieren, dem die Mitglieder sich zu unterwerfen hätten. Auch die religiöse Erziehung ist Sache der Eltern. Kinder setzen Grenzen in Bezug auf die Sparsamkeit. Die Einschränkungen, zu denen wir uns entschieden haben, sollen sie im Schulumfeld nicht zu Aussenseitern machen. Trotzdem bekommen sie

mit, wie wir unser Leben gestaltet haben und sie stellen auch kritische Fragen. Wenn wir Erwachsenen durch den Entscheid zum gemeinsamen Leben ein Stück unserer Privatsphäre öffnen, so brauchen unsere Kinder sie doch in hohem Masse. Dieser Platz ist ihr Recht und darf ihnen nicht genommen werden. Als Erwachsene in einem Gästehaus zu arbeiten, macht uns bis zu einem bestimmten Grad zu öffentlichen Personen, die durchaus auch Neugier wecken. Auch da brauchen Kinder Schutz. Sie ertragen es schlecht, ausgefragt zu werden. Dass wir das Gemeinsame suchen und stärken, ist nicht der Entscheid unserer Kinder. Wir haben uns diese Gemeinschaft ausgesucht, sie nicht. Insofern ist es die Aufgabe der Eltern, die Grenzen zu spüren dessen, was für ihre Kinder möglich ist.

Miteinander als Grunderfahrung

Wir sind überzeugt, dass gemeinschaftliche Lebensformen Zukunft haben. Unser Modell hat überlebt, weil wir es auf das Gebet gegründet haben. Aus eigener Kraft und Anstrengung wäre es schon lange gescheitert. Ob es eine nächste Generation geben wird, wissen wir nicht. Wir versuchen uns so aufzustellen, dass wir auch aufhören könnten, ohne dann vor dem Nichts zu stehen. Es gibt für gemeinsame Lebensformen selbstverständlich auch andere Fundamente, als geistliche. Grundsätzlich braucht es Formen, die einladend sind, die Menschen das Miteinander wieder lehren; die deutlich machen, dass der Mensch eben nicht zuallererst ein homo oeconomicus ist, sondern ein soziales Wesen. Wir sind besorgt über das Ausmass, wie heute soziale Kompetenz nicht nur verlernt, sondern gar nicht erst erlernt werden kann, weil alles darauf ausgerichtet ist, den Einzelnen zum Erfolgsmodell zu machen. Die vielen, die an diesem unmenschlichen Anspruch scheitern, bleiben im wahrsten Sinne des Wortes auf der Strecke. Ge-

meinschaften tragen dazu bei, dass Menschen wieder begreifen, dass Arbeit zum Lebensunterhalt dient und nicht primär zur Sinnstiftung. Darum sind sie wichtige Zeichen in unserer Gesellschaft, so lange sie nicht besserwisserisch auftreten, sondern einladend bleiben. Wer im gemeinsamen Leben die Erfahrung macht, wie beglückend das Miteinander einander ursprünglich einander fremder Menschen sein kann, will nie mehr alleine an der Spitze stehen. Es ist – aus unserer Sicht – eine Frage des Überlebens unserer Gesellschaft, ob sie die Erosion der Zusammengehörigkeit durch die zunehmende Entsolidarisierung stoppen kann. Gemeinschaften leisten da einen entscheidenden Beitrag, weil sie als eine Art «Laboratorium menschlicher Beziehungen» fungieren, die Lust machen können auf die Menschen, ohne eine heile Welt zu versprechen.

*Zum Projekt:
www.doncamillo.ch*

*Pfr. Heiner Schubert
ist verheiratet und
arbeitet als Studien-
leiter im Gästehaus
der Kommunität, der
er seit 1985 angehört.*

Von Träumen und Visionen zur gelebten Wirklichkeit

Die Gemeinschaft Ökodorf Sennrütli in Degersheim SG

◆ Wie alles begann

Am Anfang standen Menschen aus drei Generationen, die jüngsten gerade erst geboren, die ältesten knapp vor der Pensionierung. Der Traum nach einem gemeinsamen Leben hatte sie zusammengeführt. Ab 2006 trafen sie sich regelmässig ein Wochenende im Monat, erzählten einander von ihren Visionen und überlegten, welche Form der gemeinsame Traum annehmen könnte. Sie trafen die ersten Entscheidungen, so zum Beispiel, dass die Lebensgemeinschaft sich in Form einer Genossenschaft organisieren würde, denn in einer Genossenschaft sind alle Mit-EigentümerInnen der Liegenschaft und nehmen die Verantwortung gemeinsam wahr. Zudem ist die Genossenschaft selbstverwaltet und benötigt keine Menschen von aussen (wie zum Beispiel die Stiftungsräte bei einer Stiftung).

Diese erste Projektgruppe legte auch die Ziele des Gemeinschaftslebens fest: Kultur, Soziales, Ökonomie, Ökologie, Integration und Spiritualität. Und sie formulierte Regeln für das Miteinander, die «common grounds». Diese «gemeinsame Basis» beschreibt einen offenen, konstruktiven Umgang miteinander, der die Bereitschaft voraussetzt, das eigene Verhalten zu reflektieren und

Konflikte als Chance zum persönlichen Wachstum anzunehmen.

Ehemaliges Kurhaus

Nach dieser strukturellen Vorarbeit suchte die Gruppe nach geeignetem Bauland, um ein «Ökodorf» zu bauen, wurde aber dann fündig in Degersheim, wo sie nicht Bauland, sondern ein leerstehendes ehemaliges Kurhaus erwarb. Im Juli 2009, mit dem Kauf des Hauses inklusive Umschwung, begann der Umbau – mit baubiologischen Materialien wurde und wird das Gebäude so renoviert, dass neben vielen verschiedenen Gemeinschaftsräumen und den bestehenden sechs 3- bis 4-Zimmerwohnungen noch 26 1-bis 6-Zimmer-Wohnungen entstehen. Zurzeit (Mai 2011) leben dreissig Erwachsene mit fast dreissig Kindern (Familien, Alleinstehende, Paare, Alleinerziehende ...) hier zusammen. Der Energieverbrauch wird sich durch verschiedene bauliche Massnahmen unter anderem eine Sonnenkollektoren-Anlage auf ein Fünftel des vorherigen Wertes reduzieren, der CO₂-Ausstoss sogar auf ein Zehntel; eine grosse Photovoltaik-Anlage ist in der Planung.

Gemeinschaftliches Leben

Die Gemeinschaft trifft sich zweimal im Monat an einem Samstag, um miteinander auszutauschen, anstehende Entscheidungen zu treffen oder um miteinander im Haus oder Garten zu arbeiten.

Donnerstags besteht die Möglichkeit, aktuelle Themen der Gemeinschaft zu besprechen. Jeder Erwachsene wirkt in mindestens einer Arbeitsgruppe mit und leistet eine bestimmte Anzahl Stunden an Gartenarbeit und Hausputz. Neben diesen Verpflichtungen gibt es verschiedene freie regelmässige Angebote (morgendliches Singen von Taizéliedern und Meditation, 14täglich ein Biodanza-Abend, Jahresfest-Rituale usw.) und viele spontane Anlässe (gemeinsames Wandern in der wunderbaren Umgebung, Grillieren im Garten, DVD-

Abende, Spiele usw.). Dazu kommen viele spontane Begegnungen in den Gängen und im Garten und persönliche Freundschaften, die zwischen einzelnen Mitgliedern entstehen.

Ein gutes Gleichgewicht zu finden zwischen den Ansprüchen und Angeboten der Gemeinschaft, der eigenen Familie, der Arbeit (viele gehen ausserhalb der Gemeinschaft einer Erwerbstätigkeit nach) und den eigenen Bedürfnissen ist für einige eine grosse Herausforderung.

Jede Familie bzw. Einzelperson hat eine eigene Wohnung mit Küche und sanitären Anlagen, Rückzug ins Private ist dadurch jederzeit möglich. Wer es gern geselliger liebt, kann unter der Woche jeden Tag in der Gemeinschaftsküche essen und findet viele offene Türen, um mal schnell einen Schwatz bei jemandem zu halten.

Das Ökodorf bemüht sich um eine gute Integration in das Dorf Degersheim, zum Beispiel durch Anwesenheit bei Dorfanlässen, mit Führungen durch das renovierte Gebäude, durch die Berücksichtigung von einheimischem Gewerbe bei Einkäufen und Vergabe von Aufträgen etc. Zu einigen einzelnen Anlässen sind auch Menschen aus dem Dorf eingeladen. In Planung ist ein kleines Zentrum der Begegnung, an dem ein kleines Lädchen für Selbstgemachtes entstehen soll, ein Raum für Kurse und Kulturelles, Praxisräume für TherapeutInnen etc.

Werte verändern sich

Die Gemeinschaft versteht sich weder als «Gegengesellschaft» noch hat sie es zum Ziel, in die bestehende Gesellschaft einzugreifen. Und doch ist es für viele spürbar, dass die konkrete Erfahrung des Gemeinschaftslebens prägt und verändert.

Es wird bewusst ein einfacher, ökologisch vertretbarer Lebensstil gesucht: In der Gemeinschaftsküche wird nur vegetarisch mit saisonalen und biologisch

angebauten Produkten möglichst aus der Region gekocht. Auf dreissig erwachsene BewohnerInnen bzw. auf insgesamt sechzig Personen kommen nur fünf Privatautos. Nachbarschaftliche Hilfe ist selbstverständlich, niemand mehr muss sich sorgen, wer sich bei einer Abwesenheit um die eigene Katze kümmert oder bei einem Krankheitsfall einkaufen geht.

Die Mitglieder stammen aus verschiedenen sozialen Schichten, arbeiten in verschiedenen Berufen (vom Computerfachmann über die Theologin zum Lehmbau-Spezialisten und zur Naturärztin) und sind altersmässig gut durchmischt (das jüngste Kind ist noch kein Jahr alt, der älteste Erwachsene ist 63).

Prägend und für manche eher Neuland ist auch die Erfahrung, alles im Konsens zu entscheiden. Es hat in der Gemeinschaft keine Leitung, möglichst alles wird in den bestehenden fast zwanzig Arbeitsgruppen erarbeitet, von einer Koordinationsgruppe gesammelt und als Information allen zugänglich gemacht. Entscheidungen werden entweder in eine Vernehmlassung gegeben oder an Gemeinschaftsanlässen unter Einbezug der sachlichen, der emotionalen und der spirituellen Ebene (Meditation) angeschaut. Wer bei einer Vernehmlassung ein Veto einlegt, verpflichtet sich damit, an einer neuen Lösung mitzuarbeiten. Diese sehr flach gehaltene Hierarchie bedingt viel Zeit für Klärungsgespräche und viel Geduld im Miteinander, bewirkt aber auch eine hohe Identifikation mit der Gemeinschaft und stärkt das Wir-Gefühl.

Dabei kommen die Menschen auch immer wieder an ihre Grenzen – an die Grenzen der Toleranz oder auch an die Grenzen der Machbarkeit und manche entscheiden sich auch, weiter zu ziehen, die Gemeinschaft wieder zu verlassen.

Geheimrezept?

Obwohl die Gemeinschaft noch keine zwei Jahre existiert, wurden schon viele

Menschen aufmerksam auf diese alternative Lebensform. Die monatlichen Besuchsnachmittage sind gut besucht, verschiedene Artikel und wissenschaftliche Arbeiten von SchülerInnen und StudentInnen wurden schon über das Ökodorf geschrieben, das in dieser Art bisher noch einzigartig ist in der Schweiz.

Zum Projekt:
www.oekodorf.ch

*Bettina Flick, Jg. 1966,
Theologin, seit zwei-
einhalb Jahren aktiv
im Aufbau der Ge-
meinschaft Ökodorf
Sennrüti.*

Immer wieder kommen andere Projektgruppen mit ähnlichen Träumen zu Besuch mit der Frage: Wie habt ihr es geschafft, euren Traum vom gemeinschaftlichen Wohnen Wirklichkeit werden zu lassen? Ist es vor allem der sichere Finanzplan, das viele Eigenkapital und das Vertrauen der ortsansässigen

Bank? Sind die spirituelle Ebene und die Arbeit an einer offenen und wertschätzenden Kommunikation entscheidend für das Gelingen? Ist es die Vielfältigkeit der Mitglieder, die jederzeit angeregte Gespräche ermöglicht, die so anziehend wirkt? Ist es der überzeugend ökologische Lebensstil, der gerade sehr gefragt ist? Oder ganz einfach eine gute Mischung aus all dem und noch einigem mehr?

Die Mitglieder der Gemeinschaft schauen sehr zuversichtlich in die Zukunft, überzeugt davon, dass ihr gemeinschaftlicher Lebensstil eine brauchbare und wohltuende Antwort ist auf die Herausforderungen unserer Zeit.



*Das Ökodorf
Sennrüti.*

Den ganz Anderen zu Tisch bitten

Sunnehügel – Haus der Gastfreundschaft in Schüpfheim LU

◆ Unter Meinesgleichen lebt es sich am Besten. Die meisten von uns bewegen sich im Alltag unter Menschen, mit welchen sie nicht bloss ihre Interessen teilen, sondern auch den sozioökonomischen Status. Dennoch nehmen die Mobilität zu und also auch die Gelegenheiten, bei denen ich andersartigen Menschen – ungewollt – begegne. Das macht vielen Angst. Kein Wunder, dass darum die Abschottungstendenzen zunehmen. Unsere gegenwärtige Politik zum Beispiel ist hauptsächlich darauf aus, uns das Fremde vom Hals zu halten.

Macht es Sinn, sich vor diesem Hintergrund ausgerechnet für ein Leben hinter Klostermauern zu entscheiden? Ich denke ja, da in Klöstern Strukturen der Integration gepflegt werden. Zum Beispiel im «Sunnehügel – Haus der Gastfreundschaft» im ehemaligen Kapuzinerkloster in Schüpfheim LU.

In dieser nicht ganz gewöhnlichen klösterlichen Gemeinschaft lebt ein kleiner Kern von teils alleinstehenden, teils verheirateten Männern und Frauen. Im Gegensatz zu gängigen Ordensgemeinschaften legen wir kein (lebenslanges) Gelübde ab, sondern verpflichten uns für jeweils mindestens ein Jahr, unser gemeinsames Haus mitzutragen und mitzugestalten. Dies macht unsere Gemeinschaft einerseits offen für Men-

schen, welche für begrenzte Zeit eine Alternative zu Singledasein oder Kleinfamilie erproben möchten.

Ort für Gäste sein

Andererseits, und das ist unsere Hauptaufgabe, laden wir als Kerngemeinschaft Gäste ein, für mindestens eine Woche und bis zu mehreren Monaten mit uns mitzuleben und unseren Alltag zu teilen. Viele unserer Gäste befinden sich in einer akuten Notlage sozialer, psychischer oder seelischer Natur. Der «Sunnehügel» will für Menschen in schwierigen Lebenssituationen ein Ort sein, wo sie Abstand zum Alltag gewinnen, Kraft tanken und sich neu orientieren können.

Dazu dient ein wohl geregelter Alltag. Gemeinsames Essen, Arbeit in Haus und Garten, Spielen und Feiern sowie Zeiten der Stille prägen unseren Rhythmus. Die Gäste beteiligen sich jeweils am Vormittag an der Arbeit. Das strukturiert den Tag und stiftet Sinn, da sich so auch Menschen, die sich defizitär erleben, einbringen können in ein grösseres Ganzes. Entscheidend ist nicht, wie viel jemand arbeitet, sondern dass jeder und jede einen den jeweiligen Lebensumständen angepassten Beitrag zum Gelingen der Gemeinschaft leisten kann. Die Gäste werden dadurch zu einem integralen Bestandteil unserer Gemeinschaft, ohne den diese gar nicht funktionieren könnte. Ob sie sich unseren Gebetszeiten anschliessen wollen, ist ihnen freigestellt. Der Nachmittag bleibt für die Gäste frei für individuelle Bedürfnisse, zum Beispiel den Besuch einer ambulanten Therapie. Ergänzend begleiten wir unsere Gäste auf Wunsch durch regelmässige seelsorgerliche Einzelgespräche.

Dichtes Leben

Rechtlich sind wir als Verein organisiert. Mitglieder im Verein sind die Männer und Frauen der Kerngemeinschaft, ergänzt durch einen externen Vorstand von Fachleuten, welche uns in ihrem jeweiligen Bereich mit Tat und Rat unter-

stützen. Wir finanzieren uns durch Pensionsbeiträge der Gäste einerseits und durch private Spenden andererseits, welche dazu dienen, den Pensionspreis niedrig zu halten für Menschen mit kleinem Einkommen. Persönlich erhalten wir vom Verein Kost und Logis, verzichten aber auf einen Lohn für unsere Arbeit und versuchen, unseren eigenen Lebensunterhalt durch eine externe Arbeit selber zu finanzieren.

Leben im Sunnehügel ist dichtes Leben. Mit grosser Kadenz reichen sich bei uns Menschen die Klinke in die Hand, jeder und jede ihre/seine Lebensgeschichte mitbringend. Die Gemeinschaft bietet den Menschen ein Forum, ihre Geschichte zu erzählen. Jemand hört zu. Ich bin wichtig und werde wahrgenommen.

Das gilt nicht bloss für die Gäste, sondern auch für mich als Teil der Kerngemeinschaft. Bei mir selber fängt es an. Auch meine Geschichte will gehört werden. Ich kann ihr in Gemeinschaft nicht ausweichen. Unweigerlich und oft auch ungewollt werde ich immer wieder mit meinen eigenen Grenzen konfrontiert, fühle mich ertappt in meinen Eigenheiten und vermeintlichen Schwächen, werde dünnhäutig und reizbar. Das schmerzt, und diesem Schmerz kann ich nicht ausweichen. Er macht mir Angst, aber ich kann die Angst nicht verstecken. Es ist die Angst vor meinen eigenen Schattenseiten. Es ist diese Angst, welche ich so souverän auf andere zu projizieren gewohnt bin. In einer Gemeinschaft wie der unsrigen geht das nicht. Wir sind zu klein, als dass wir uns gegenseitig und damit uns selber ausweichen könnten.

Damit das funktioniert, haben wir uns ein feinmaschiges, tragfähiges Netz von Strukturen aufgebaut: täglich gemeinsame Zeiten der Stille und des Schweigens vor Gott, regelmässigen persönlichen Austausch über das, was mich bewegt, Supervision, individuelle geistliche Begleitung. Es sind Strukturen, die

alle gleichwertig beteiligen wollen, ohne die individuellen Unterschiede zu negieren. Denn wir sind nicht alle gleich. Wir leben unterschiedliche Verbindlichkeiten: Die einen brauchen etwas mehr Rückzug, die anderen etwas mehr Geld, wieder andere beides gleichzeitig. Einige haben sich für längere Zeit verpflichtet, andere werden bald weiterziehen. Sich möglichst offen über diese Unterschiede zu unterhalten kann helfen, unbewussten Erwartungen und den daraus resultierenden Spannungen vorzubeugen. Aber es kann diese nicht immer verhindern. Im letzteren Fall ist eine Kultur des Streitens hilfreich. Auch diese Kultur kann man in Gemeinschaft wunderbar lernen.

Was uns letztlich am meisten zusammen schweisst, ist unsere gemeinsame Aufgabe. Die Erleichterung eines neu ankommenden Gastes, einen Ort gefunden zu haben, wo man ein paar Tage oder Wochen einfach sein darf, ist ansteckend und treibt uns vorwärts. Auch um dieser selbstgewählten Aufgabe gerecht zu werden, benötigen wir die austarierten Strukturen von Kontemplation und Konfrontation, denn wo Menschen andere Menschen in Krisen begleiten, liegen Macht und Ohnmacht ganz nahe beieinander. Wagen wir es nicht mehr, uns selber und persönlich immer wieder kritisch zu hinterfragen, ist die Gefahr von Übergriff und Missbrauch gross.

Gelingt es uns hingegen, die Spannung zwischen Engagement und Rückzug auszuhalten, wird ein grossartiges Geschenk möglich: Wo unterschiedliche Menschen ihre je eigene Geschichte einbringen, indem sie Gaben und Lasten miteinander teilen, entsteht etwas Drittes, etwas Neuartiges, Unvorstellbares. Der ganz andere, der an meinem Tisch sitzt, wird vom Fremden zum Vertrauten. Durch eine wachsende Beziehung ist mir die andere nicht mehr gleichgültig. Strukturen der Ausgrenzung werden hinfällig. Hineinnehmen und hineingenommen sein werden eins. Ich bin Teil eines grösseren Ganzen.

Zum Projekt:
www.sunnehuegel.org.

Lukas Fries-Schmid ist römisch-katholischer Theologe mit Zusatzausbildung in Pastoralpsychologie. Er lebte von 2001 bis 2004 und seit 2009 im Sunnehügel.

Vom 2. bis 7. August 2011 bieten wir eine besondere Woche an für Menschen, welche grundsätzlich am Gemeinschaftsleben interessiert sind. Neben dem Kennenlernen des klösterlichen Rhythmus wie wir ihn gestalten, bietet diese Woche die Möglichkeit zum vertieften Austausch mit Gleichgesinnten. Anmeldungen hierzu möglichst bald unter Telefon 041 485 71 20.

«...wir werden aber erfolgreich trotzen»

Das Karthago in Zürich

◆ *Franz Schibli: Die Entstehung Eures Wohnprojekts ist mit der Zürcher Jugendbewegung und der HausbesetzerInnen-Szene aus den 80er-Jahren verbunden. Welche Visionen standen im Vordergrund und wie genau wurden diese dann Wirklichkeit?*

Die Gruppe Karthago bildete sich 1986 aus ehemaligen BesetzerInnen am Stauffacher und weiteren AktivistInnen, die sich angeschlossen hatten, mit der Absicht, ein Lösungsmodell gegen dringende politische und gesellschaftliche Probleme zu formulieren: «Karthago ist der Versuch, nicht einfach leere architektonische Hüllen zu planen und Renditen und maximale Ausnützung zu garantieren, sondern es werden Umwelt, menschliche Beziehungen, Geschichte, Ernährung, Verhältnis zur übrigen Welt miteinbezogen.»

Die Gruppe hielt an ihren Grundsätzen fest und nach verschlungenen Wegen hat sie 1991 die Genossenschaft Karthago gegründet mit dem Ziel, ihren Mitgliedern umweltgerechtes, selbstverwaltetes und preiswertes Wohnen in Grosshaushalten zu ermöglichen. Nach weiteren (Um)Wegen wurde 1997 der erste Grosshaushalt mit fünfzig BewohnerInnen zwischen ein Jahr und sieben Jahren an der Zentralstrasse realisiert.

Was ist das Herzstück Eurer Wohnform und wie seid Ihr organisiert?

Karthago zeichnet sich vor allem durch zwei Besonderheiten aus, erstens durch die Wohnform und zweitens durch die gemeinschaftliche Grossküche. Die BewohnerInnen leben in grossen und kleinen Wohngruppen zusammen und können sich dadurch anders organisieren, als dies in konventionellen Miethäusern üblicherweise möglich ist. Angeboten wird eine alternative Wohnform für Menschen, die nicht in Kleinfamilien oder Einzelhaushalten leben wollen. Das Zentrum des Hauses bilden die gemeinsame Küche und der Saal im Erdgeschoss. Von Montag bis Freitag wird am Abend ein Menu für die BewohnerInnen angeboten, das durch professionelle KöchInnen zubereitet wird. Die Ansprüche an die Qualität des Essens sind hoch, sowohl kulinarisch wie auch in Bezug auf die umweltgerechte Herkunft der Produkte.

Karthago ist als gemeinnützige Genossenschaft organisiert und legt grossen Wert auf die Selbstverwaltung. So trifft sich der Grosshaushalt regelmässig zu Vollversammlungen, an denen aktuelle Themen wie die Nutzung der gemeinsamen Räume oder Fragen rund um die Küche besprochen werden.

Wie und wo findet der Karthago-Alltag statt?

Karthago bietet hierfür drei Ebenen an: das Zimmer als persönlicher Rückzugsraum, der halbprivate Raum der Wohngruppe und die gemeinschaftlichen Räume. Dazu zählen neben dem Saal auch eine grosse Dachterrasse und ein Hof, der zu einem Teil überdeckt ist. So können im gleichen Haushalt unterschiedliche Bedürfnisse gelebt werden. Es ist möglich, sich einen ruhigen Abend in der Wohnung zu machen oder sich mit anderen MitbewohnerInnen und Gästen im und um das Haus zu treffen. So entwickelt das vertikale Dorf seinen Charme.

Ist Karthago auch nach bald 15 Jahren nach wie vor eine realexistierende Utopie zum herrschenden Mainstream?

Karthago wird wohl mit seinem Grosshaushalt weiter ein gelungenes Beispiel für ein gemeinschaftlicheres Leben bleiben. Doch auch wir müssen uns den gesellschaftlichen Veränderungen stellen. So sehe ich zwei Bewegungen: Auf der einen Seite steigt das Bedürfnis nach gemeinschaftlicheren Wohnformen und auf der anderen Seite steigt auch das Bedürfnis nach mehr Privatraum innerhalb solcher Zusammenhänge.

Ist der ursprüngliche Karthago-Geist nach wie vor spürbar und welche Formen sind hilfreich, um diesen ständig wach zu halten?

Der Karthago-Geist, wie er sich in seinen gesellschaftspolitischen Entwürfen der weltumspannenden *bolo'bolos* der 1980er Jahre entwickelt hat, ist mit der Realisierung von Karthago und verwandten Projekten in pragmatische Entwürfe umgegossen worden. Die Reibung an den gesellschaftlichen Widersprüchen soll aber weiter Wärme erzeugen und so den utopischen Geist wach halten.

Führt das Wohnen im Karthago auch zu einer anderen Lebensweise-Engagements in sozialen oder politischen Kontexten?

In erster Linie ist das Leben in Karthago eine andere Form des Wohnens. Die Be-

wohnerInnen tragen aber ihr persönliches Engagement mit ins Haus und durch das Gespräch und die aktive Auseinandersetzung auch wieder aus dem Haus heraus. So sind Ansätze der *Dé-croissance*-Bewegung, etwa der Frage nach unserer Geldwirtschaft und der Ernährung, ständige Themen. So entstand auch ein Quartierdepot der regionalen Gartenkooperative *ortoloco* im Karthago.

Wo liegen Deines Erachtens die Stolpersteine für derartige Wohnprojekte? Und wie seid Ihr dem sich doch sehr rasch wandelnden Zeitgeist der Wohnbedürfnisse begegnet?

Die Nachfrage nach alternativen Wohnprojekten hat in den letzten Jahren eher zugenommen. Das Bedürfnis nach gemeinschaftlicherem Wohnen zeigt sich in der konkreten Nachfrage nach Wohnraum im Karthago wie auch dem Besuch von verschiedenen interessierten Gruppen, die ein Wohnprojekt aufbauen wollen. Es ist allerdings anzumerken, dass der Weg von einer Idee bis zum konkreten Projekt ein sehr langer und arbeitsintensiver Prozess ist.

Und ein Blick in die Glaskugel: Welche Leute werden im Jahr 2030 im Karthago wohnen und wie sind sie organisiert?

Im Grossen und Ganzen hoffe ich, dass sich die Entwicklung im beschriebenen Trend weiter bewegt und Leute unterschiedlichen Alters, Herkunft und Zusammensetzung in Karthago leben werden. Sicher wird uns aber zum Beispiel die Frage nach der steigenden Lebenserwartung vor neue Herausforderungen stellen und allfällige architektonische Anpassungen nach sich ziehen.

Dem Ruf *«Ceterum censeo Carthaginem esse delendam»* (Cato der Ältere: *«Im Übrigen bin ich der Meinung, dass Karthago zerstört werden muss»*) werden wir aber erfolgreich trotzen und weiter als erfolgreiches und wegweisendes Projekt gelten.

Zum Projekt:
www.karthago.ch

Stefan Walt ist seit 15 Jahren Mitglied des Vorstands der Genossenschaft Karthago und die letzten neun Jahre deren Präsident, daneben ist er am Aufbau des zweiten Grosshaushalts im Rahmen der von uns mitinitiierten Genossenschaft Kalkbreite engagiert. Mittlerweile 48-jährig ist er beruflich auch noch als Weiterbildungsfachmann tätig.

Das Karthago-Herzstück: Das gemeinsame Abendessen.



Ein Leben unter zehntausend Brüdern

Der Kapuzinerorden

Die Kapuziner sind ein Weltorden. Ihre wichtigste Verwaltungseinheit sind die Provinzen, welche fünfzig bis dreihundert Brüder umfassen. Jede Provinz unterhält in einem geographisch festgelegten Gebiet mehrere Niederlassungen. Je nach Aufgabe der lokalen Gemeinschaft hat die Niederlassung menschlich und baulich ein anderes Gesicht.

◆ Vor gut zwanzig Jahren war ich auf der Suche nach einer Lebensgemeinschaft. Ich verstand nicht, wieso in unserer Welt sich jeder alleine durchs Leben ellbögen muss. Das kann es ja nicht sein. Der realexistierende Kommunismus der damaligen Zeit schien mir auch keine Alternative zu sein. Denn es zeigt sich, dass man niemanden zum Glück, geschweige denn zu einem gemeinsamen Leben zwingen kann. Es braucht dazu reife und motivierte Menschen, die auch gemeinschaftsfähig sind – ein Begriff übrigens, der heute in der Ordenstheologie oft diskutiert ist.

Ein marxistischer Philosoph weist über sich hinaus

Auf meiner Suche nach einem gelingenden Gemeinschaftsleben hörte ich im Radio einen Marxisten übers gemeinschaftliche Leben sprechen. Dabei verwies er auf die jahrhundertlange Er-

fahrung von Ordensgemeinschaften. Das war die Initialzündung meines intellektuellen Suchens. Relativ bald zeigte sich mir ein unübersehbares Feld von Gemeinschaftsformen, die sich unterschiedlich situieren.

Nicht nur persönlich, sondern auch als Gemeinschaft keinen Besitz zu haben, war mir wichtig. Historisch gesehen sind es die Mendikanten oder Bettelbrüderorden, die im zwölften Jahrhundert entstanden, die auch als Gemeinschaft auf Reichtum verzichteten. Darum war ich bald auf franziskanischen Wegen.

Minoritas als politischer Begriff

Für die Kapuziner, einem franziskanischen Männerorden, der im sechzehnten Jahrhundert entstanden ist, haben vor allem Franz von Assisi und seine Brüder wichtige Wurzeln geschaffen. Dabei war die Minoritas (vgl. Ordo Fratrum Minorum Capucinatorum, OFMCap) wegweisend. In einer Welt des entstehenden Bürgertums, in einer Welt, da Adlige, Geistliche und Bürger Maiores, die Mehrbesseren sein wollten, entschieden sich die minderen Brüder zum Gering sein, das heisst zum Leben unter den Armen und zur Solidarität mit Aussätzigen und Randständigen.

Am Rand soll hier erwähnt sein, dass Klara von Assisi und ihre Schwestern bezüglich Armut länger und härter zu kämpfen hatten als die Brüder, bis ihnen – als Frauen – die gemeinschaftliche Armut von Kirche und Gesellschaft erlaubt wurde. Auch ist das Ordensleben der Frauen vielfältiger und komplexer als dasjenige der Männer. Im Witz fragt man sich sogar, ob da der liebe Gott den Durchblick habe?!

Beten oder ...

Beim Ordensleben gibt es zwei Extrempole. Die unterschiedlichen Gemeinschaften siedeln sich irgendwo auf der Gerade zwischen den beiden Polen an. Bei kontemplativen Orden steht das Ge-

bet im Zentrum und die Arbeit fügt sich zwischen den Gebetszeiten ein. Bei aktiven Orden steht die Arbeit im Zentrum und das Gebet fügt sich dem Tun ein. Sehr aktive Orden haben keine gemeinsamen Gebetszeiten, damit die Arbeit von Gemeinschaftszeiten nicht behindert wird.

Die franziskanische Spiritualität hat zwei Spannungsmomente, die stets neu beantwortet wird und so auch zu vielen internen Erneuerungen oder zu neuen Ordensgründungen führen. Einerseits predigten die ersten Brüdern den Menschen, andererseits schrieb Franziskus zwischen 1217 und 1221 eigens eine Regel für Einsiedeleien: «Jene, die als Ordensleute in Einsiedeleien verweilen wollen, sollen zu drei oder höchstens zu vier Brüdern sein. Zwei von ihnen sollen die Mütter sein und sollen zwei Söhne oder wenigstens einen haben. Jene beiden, die Mütter sind, sollen das Leben der Martha führen, und die beiden Söhne sollen das Leben der Maria führen; ... Die Söhne aber sollen bisweilen das Amt der Mütter übernehmen, wie es ihnen gut scheint, dies abwechselnd für eine Zeit zu ordnen, damit sie sorgsam und eifrig alles oben Gesagte zu beobachten bestrebt seien.» (RegEins 1,2,10)

Das Leben in den Einsiedeleien ist für sehr kleine Gemeinschaften bestimmt. Höchstens vier Brüder leben zusammen völlig isoliert und fernab von der Welt: «Und in dem umzäunten Stück Land, wo sie weilen, dürfen sie keiner Person Eintritt gestatten und sie sollen dort auch nicht essen.» (RegEins 7) Im Weiteren sind in der Regel für Einsiedeleien die Gebetszeiten und mögliche Gesprächspartner für die Söhne fest geregelt. Das aktivere Franziskanerleben in grösseren Gemeinschaften miten in den Städten verbreitete sich jedoch mehr als das franziskanische Einsiedlertum.

... predigen?

Mit dem Predigen eröffnet sich für die

franziskanische Bewegung ein zweites Spannungsfeld. Es ist dies die Frage nach Bildung, grossen Konventen und schliesslich nach dem gemeinschaftlichen Besitz. Denn wer etwas erzählen oder sogar lehren will, muss auch Bücher gelesen und studiert haben. Es ist dies einer der Gründe, wieso Franziskus mit der Zeit die Ordensleitung abgab. Denn es kam bald nach der Gründung für den Gesamtorden die Zeit der Theologen und der Juristen. Da die Kirche in den neu entstehenden Städten an einer neuen Pastoral interessiert war, förderte sie diejenigen Brüder, die nicht primär an der Armut und der Minoritas interessiert waren.

Die Kapuziner sind eine franziskanische Reformbewegung des sechzehnten Jahrhunderts, die wieder zurück zu Gebet und zur Stille wollte. Doch wurden die Brüder durch die Gegenreformation und neuen Aufgaben in Spezialseelsorge, Bildung und Mission bald wieder vom «Predigen» eingeholt. Zurück bleibt jedoch die kritische Erinnerung an das Leben in den Einsiedeleien. Dies zeigte sich in den letzten Jahrzehnten in der Schweizer Kapuzinerprovinz durch neu ausgerichtete Gemeinschaften in Arth, Altdorf und Rapperswil, die der Meditation und Gebet wieder vermehrt Aufmerksamkeit schenkten.

Mitleben oder Basislager

In diesen Jahren wird die Ausrichtung der Niederlassungen – in offiziellen Dokumenten wird bei den Kapuzinern von Häusern und nicht von Klöstern geschrieben – stets neu diskutiert, ob eine bestimmte Niederlassung eher eine Basisstation ist, von der aus die Brüder auswärts arbeiten gehen, oder ob sie eine offene Gemeinschaft ist, welche Gäste aufnimmt und die Brüder so zu Hause beschäftigt. Klöster waren traditionell eher Basislager für Priesterbrüder, die ausserhalb der Klostermauern arbeiten gingen. Es gab eine feste Klausur und hier war ausser dem persönlichen Zim-

mer alles gemeinschaftlich. Nur die Kirche war öffentlich.

Eine neue Gemeinschaftsform ist das Kloster zum Mitleben. Das Schlafzimmer bleibt «privat». Die gemeinschaftlichen Räume sind auch für Gäste und BesucherInnen zugänglich. In dieser Situation ist der Klosterbezirk als halb-öffentlich zu bezeichnen. Doch kennen solche Klöster geschlossene Zeiten für das interne familiäre Leben und manchmal einen ausgesparten Raum, der für Mitlebende und Gäste nicht zugänglich ist. So haben die Brüder zumindest einen gemeinschaftlichen Raum.

Die eine Gemeinschaft kennt unterschiedliche Lebensstile

Da die Brüder vor allem innerhalb ihrer Provinz die Niederlassungen wechseln, kommen sie dabei auch in den Genuss unterschiedlicher Gemeinschaftsformen. Veränderungen des Lebensstils sind innerhalb der einen Provinz möglich. Oft passt sich der Lebensstil auch den Aufgaben einer bestimmten Gemeinschaft an. Im Allgemeinen praktizieren die Brüder in den Kapuzinerklöstern der Schweiz ein aktives Ordensleben.

In den Klöstern zum Mitleben geht es eher um einen kontemplativen Lebensstil. Hier wird der Tagesablauf den Gebetszeiten und dem Gästebetrieb angepasst. Arbeiten ausser Haus werden in solchen Niederlassungen eher schwierig. Vereinzelt haben sich Brüder in den letzten Jahren auch in Einsiedeleien zurückgezogen.

Die Provinz ist die Heimat

Kapuzinisches Gemeinschaftsleben meint nicht ein Kloster oder eine Niederlassung. Die Brüder wechseln die Klöster mehrmals in ihrem Leben. Sie gehören jedoch zu einer Provinz. Die demokratischen Strukturen bewegen sich auf Provinz- und auf internationaler Ebene. Der gewählte Provinzial und sein Rat bestimmen die Politik der Brü-

der und der Niederlassungen auf ihrem Territorium. Der Guardian, Gemeinschaftsvorsteher einer Niederlassung, wird vom Provinzial und seinem Rat eingesetzt und nicht von der Lokalgemeinschaft bestimmt. Auf internationaler Ebene werden ein General und Generaldefinitoren gewählt.

Jedes Kloster hat eine eigene Kasse, die möglichst schwarze Zahlen schreiben sollte. Der Überschuss geht an die Provinz, die damit eigene Ausgaben, defizitäre Niederlassungen, andere Provinzen und Soziales bezahlen kann. Das Gemeinschaftsleben macht sowohl den Einzelnen als auch die Gemeinschaft finanziell und politisch freier. Nicht jede Arbeit muss Gewinn abwerfen. Querfinanzierungen ermöglichen seelsorgerliches und soziales Handeln, das nicht vom Lohn abhängig ist. Deshalb gibt es beispielsweise in den kapuzinischen Suppenstuben gratis Essen und für die Sprechzimmerseelsorge wird üblicherweise keine Rechnung gestellt.

Internationale Vernetzung wird enger

Trotzdem gilt jedoch auch hier wie bei anderen Nonprofitorganisationen: Ohne schwarze Zahlen gibt es keine Zukunft. Es braucht entweder genug eigene Einnahmen oder Spenden, damit kapuzinisches und solidarisches Gemeinschaftsleben funktionieren kann. Innerhalb des Weltordens liefern die personellen und finanziellen Ströme lange vom Norden in den Süden der Erde. Im Moment könnte es personell kippen, dass künftig mehr Brüder aus dem Süden zu uns in den Norden kommen. Auch wird gegenwärtig viel über das interkulturelle Ordensleben diskutiert und publiziert.

Warum dieses Leben? Theologisch geht es um die Berufung von Gott. Inhaltlich kann eine Berufung unterschiedlich gefüllt sein. Eine tragende

Schluss Seite 19

*Zum Projekt:
www.kapuziner.ch*

Adrian Müller ist Redaktor des Magazins ITE (www.itedasmagazin.ch) und arbeitet als freier Journalist. Seit September 2010 ist er Guardian (Kloster-vorsteher) des Kapuzinerklosters Wesemlin in Luzern. Weitere Informationen: www.adrianm.ch.

Die Stiftung Edith Maryon als Projektpartnerin für Gemeinschafts- wohnprojekte

◆ Gemeinschaftliches Wohnen liegt im Trend. Mit zahlreichen sozial-ökologisch motivierten Neugründungen erfährt die Genossenschaftsbewegung einen deutlichen Aufschwung. Private Baugruppen resp. Baugemeinschaften machen sich von den Standardangeboten der Bauträger unabhängig und planen und realisieren eigene, ihren Bedürfnissen gerecht werdende Gebäude. Einzelne private wie auch gemeinnützige Investoren gehen auf die neue Nachfrage ein und arbeiten in vielfältiger Weise mit unterschiedlichen Projektinitiativen zusammen.

Denn mit dem Aufbrechen tradierter Formen des Zusammenlebens und -arbeitens und einer neuen Vielfalt an Lebensstilen steigt auch die Vielfalt unter den Haushalten und Hausgemeinschaften. Es entstehen neuartige, alternative Wohnbedürfnisse und Wohnformen. Mit der zunehmenden Flächenkonkurrenz insbesondere in Städten steigt die Nachfrage nach bezahlbarem Wohnraum an gut erreichbarer, einigermassen zentraler Lage. In einer Gesellschaft, in der die Menschen so alt werden wie nie zuvor und stärker auf ihr Wohlbefinden achten, wächst die Nachfrage nach gegenseitiger Unterstützung und Selbstbestimmung, nach guter Lebensqualität und gesunden

Wohnbedingungen. Wahlfreiheit, Zwanglosigkeit und die gegenseitige Achtung der individuellen Bedürfnisse führen zu neuen Gemeinschaften, die so manchem schon zur zweiten, neuen Familie wurden. Eine lebendige Nachbarschaft, Entfaltungsmöglichkeiten für Kinder, die Verständigung über Kultur- und Altersgrenzen hinweg und die Integration Behinderter sind vielen Menschen ein persönliches oder soziales Anliegen. Zudem ist das Bedürfnis gross, Einfluss nehmen zu können auf die Grundriss-, Gebäude- und Umgebungsgestaltung, und auch nach dem Bau Verantwortung in der Organisation und Bewirtschaftung zu übernehmen. In einer unübersichtlicher werdenden Welt geht es vielen Menschen mit der Suche nach einem gemeinschaftlichen Wohnen nicht zuletzt um soziale Zukunftssicherung.

Der Spekulation den Boden entziehen

Für Gemeinschaftswohnprojekte ist die Form des Eigentums an Grund und Boden und den Gebäuden stets eine wesentliche Frage. Dabei kommt die Stiftung Edith Maryon «Zur Förderung sozialer Wohn- und Arbeitsstätten» als Projektpartnerin in Betracht. Insbesondere die von ihr praktizierte rechtliche und wirtschaftliche Aufteilung zwischen dem Boden und seiner Nutzung führt zu einem neuen, alternativen Umgang mit Grund und Boden, nämlich den Verzicht von privater Seite auf Eigentum an Grund und Boden und auf eine Bodenrente. Das ermöglicht es einer gemeinnützigen, auf Dauer angelegten Einrichtung wie der Stiftung Edith Maryon als Treuhänderin, im Sinne des Gemeinwohls tätig zu werden. Die Stiftung betrachtet es als ihre Mission, im Dialog mit Eigentümern und Nutzern Grund und Boden aus dem Waren- und Erbstrom herauszulösen, damit dieser der Spekulation entzogen und somit dauerhaft und immer wieder neu für Vorhaben, die der Gemeinschaft dienen, verfügbar wird. Ei-

ne Veräusserung von Grundstücken an Dritte schliesst die Stiftung aus. Ihr Gründungsimpuls erwuchs aus einer kritischen Auseinandersetzung mit den Visionen der Bodenreformbewegung.

Die Stiftung Edith Maryon konzentriert ihre Tätigkeit darauf, Liegenschaften zu übernehmen, zu halten und an Nutzer langfristig und sozial verträglich abzugeben, sei es im Baurecht (Deutschland: Erbpacht), Wohnrecht, Nutznießung, in einem speziellen Miet-Eigentums-Verhältnis, zur Pacht oder zur Miete. Vor allem das stiftungseigene Baurechtfinanzierungsmodell honoriert soziale und gesellschaftliche Leistungen der Baurechtnehmer. Es kompensiert die Auswüchse des Bodenmarktes und hebt aufgezwungene Benachteiligungen auf.

Partnerin bei der Projektentwicklung

Der Erwerb von Liegenschaften durch die Stiftung erfolgt hauptsächlich in der Schweiz und im angrenzenden Ausland. Die Stiftung tritt in der Regel nicht als Initiatorin oder Betreiberin eines Wohn- oder Arbeitsstättenprojekts auf, sondern stellt das dafür benötigte Grundstück oder Gebäude zur Verfügung. Für Menschen, die ein an eine Liegenschaft gebundenes Projekt realisieren und zugleich einen Beitrag zur dauerhaften Sicherung und sozialen, nicht spekulativen Verwendung von Grund und Boden leisten möchten, bietet die Stiftung das geeignete Gefäss und das entsprechende Know-How. Die Stiftung versteht sich als Partnerin bei der Projektentwicklung, der Entwicklung alternativer Rechtsformen und Finanzierungsmodelle, der Vertragsgestaltung und der Schaffung von Selbstverwaltungsstrukturen.

Die Stiftung Edith Maryon ist weltanschaulich unabhängig und lediglich ihrer Zweckbestimmung verpflichtet. Auf diese Weise kann die «Sozialrendite» einer Liegenschaft, das heisst der gesellschaftliche Nutzen einer konkre-

ten Parzelle und der darauf errichteten und genutzten Bauten, in den Vordergrund rücken. Die Stiftung ist dementsprechend in ihrem Sitzkanton Basel-Landschaft als gemeinnützig anerkannt und steuerbefreit. Dies gilt auch hinsichtlich Erbschafts- und Schenkungssteuern. Innerhalb der Schweiz sind Spenden an die Stiftung steuerlich abzugsfähig; entsprechendes gilt für Spenden in Deutschland an die Terra Libra gGmbH, einer hundertprozentigen, ebenfalls gemeinnützigen Tochtergesellschaft der Stiftung. Kurzprofile sämtlicher Projekte der Stiftung sind einsehbar unter www.maryon.ch.

Drei ausgewählte Gemeinschaftswohnprojekte der Stiftung Edith Maryon im Kurzprofil

Alters-Wohngemeinschaft Badstrasse, Romanshorn (TG)

Die an der Badstrasse in Romanshorn direkt am Bodensee gelegene Villa wurde von der Stiftung Edith Maryon im Jahr 2005 zu einem Drittel des Marktpreises erworben. Die Liegenschaft ist umgeben von einem grosszügigen Park mit altem Baumbestand und dazugehörendem Gartenhaus. Seit 1996 existiert dort eine Wohngemeinschaft für Menschen jenseits der 50 auf Initiative der ehemaligen Besitzerin und Mitbewohnerin. Diese beabsichtigte mit dem Verkauf der Liegenschaft an die Stiftung ein möglichst langfristiges Fortbestehen ihres Projekts «Alternatives Wohnen im Alter». Die Wohngemeinschaft soll Menschen im Alter ein Zusammenleben ermöglichen, das selbstbestimmend und mit grösstmöglicher Eigenverantwortung wahrgenommen werden kann.

Siedlung Lolibach, Duggingen (SO)

Die Siedlung Lolibach umfasst vier Mehrfamilienhäuser, erbaut im organischen Baustil, die um einen Innenhof angeordnet sind. Die Siedlung wurde von der Stiftung Edith Maryon erbaut.

Dornacher Kolonie - Tag der Offenen Häuser

Präsentation der «Dornacher Kolonie» in mehr als vierzig organisch-goetheanistischen Wohn- und Zweckbauten in Dornach und Arlesheim, auf dem Goetheanum-Hügel und seiner unmittelbaren Umgebung. Ein Grossteil der Gebäude befindet sich im Privatbesitz und wird erstmals für die Öffentlichkeit zugänglich sein.

Samstag, 3. September 2011: Buchvernissage des Architekturführers «Die Anthroposophen-Kolonie» und Eröffnung von vier Architekturfäden

Sonntag, 4. September 2011: Tag der Offenen Häuser, Führungen, Rahmenprogramm

Wohnprojekte-Tag Region Basel

Neue Wohnformen und gemeinschaftliche Wohnprojekte im Dreiland - Projektbörse, Vorträge, Café-Bistro

24. September 2011, 10 bis 17 Uhr, Ackermannshof, St. Johanns-Vorstadt 19/21, 4056 Basel.

Fördermittel des Bundes haben ermöglicht, dass Menschen unabhängig von ihrer Einkommens- und Vermögenslage in einem organisch gestalteten und nach baubiologischen Kriterien errichteten Gebäude wohnen können. Die Siedlung ist ein attraktiver Wohnort mit grosszügigen Familienwohnungen, kleinen Appartements für Alleinstehende und RentnerInnen sowie einem grosszügigen Gemeinschaftsraum. Sie befördert ein vielfältiges Gemeinschaftsleben. Mieterwechsel sind selten. Jede BewohnerIn, egal wie hoch seine Miete und wie gross seine Wohnung ist, hat dieselben Rechte und Pflichten. Jede Wohnpartei ist Mitglied des Hausvereins, der mit Statuten verschiedene Aspekte des Zusammenlebens und der Nutzung regelt. Viermal im Jahr gibt es Vereins-Delegiertentreffen, davon zweimal gemeinsam mit der Stif-

tung. So können Probleme frühzeitig erkannt und gemeinsam gelöst werden.

Miet-Eigentümer-Hausverein Turnerstrasse, Basel (BS)

Das Haus sollte verkauft und den MieterInnen gekündigt werden. Daraufhin haben sich die MieterInnen entschlossen, das Haus selbst zu kaufen. Es wurde aber keine eigene Genossenschaft oder andere Rechtspersönlichkeit gegründet, sondern die BewohnerInnen nutzen in diesem Fall die Struktur der Stiftung Edith Maryon. Durch Zurverfügungstellung von Miet-Eigentümergebüden konnte der Eigenmittelanteil ausreichend erhöht und der Hauskauf ermöglicht werden. Die MieterInnen bestimmen nun selber, inwieweit sie ihren persönlichen Wohnraum renovieren bzw. verbessern möchten und entwickeln dafür eigene Finanzierungslösungen.

Zum Projekt:
www.maryon.ch

Dr. Ulrich Kriese ist
Mitarbeiter der
Stiftung Edith
Maryon, Basel.

Schluss von Seite 16

Gottesbeziehung ist zu erwarten. Der Wunsch nach Bildung, Gemeinschaft, Sicherheit, Spiritualität, usw. gesellt sich wohl oft zur religiösen Grundmotivation. Bei mir war es zu Beginn das religiöse Suchen und das «Nicht-Alleine-Ellbögeln» wollen, die mich aufbrechen liessen. Heute tragen mich wohl die Gottesbeziehung, konkrete Menschenbeziehungen sowie der geschwisterliche Einsatz für Gerechtigkeit, Frieden und

Ehrfurcht vor der Schöpfung. Dabei bin ich dankbar für die Brüder, die in der Schweiz mit mir auf dem Weg sind, möchte dabei aber meine Brüder in anderen Ländern und Erdteilen nicht missen. Mag sein, dass sie momentan solidarischer und exponierter als ich mit armen, wirtschaftlich an den Rand gedrängten Menschen zusammenleben als ich in der recht wohlhabenden und friedlichen Schweiz.

Workout für Engagierte

◆ *Workout meint in der Sprache des zum neugesellschaftlichen Treffpunkt avancierenden Fitnessraums den Aufbau und das Fithalten der Muskulatur. In ironischer Anlehnung an diesen Begriff erzählen Menschen aus verschiedenen Zusammenhängen in der Rubrik «Workout für Engagierte» davon, wie sie es schaffen, in dürftiger Zeit die Kraft für ihr Engagement zu finden und zu erhalten.*

Empört Euch!

Der ARD-Tatort gehört zu meinem Sonntagabendprogramm. Am 15. Mai 2011 waren die BremerInnen am Ermitteln in einem bedrückenden Fall um afrikanische Asylsuchende, um Schlepper und um die darin tief verstrickten staatlichen Behörden. Und da kommt der verzweifelte Ausruf der Kommissarin: «Könnt Ihr Euch denn überhaupt nicht mehr empören?» Das Wort «empören» ist so altmodisch. Aber vielleicht bin ich ja eben genauso altmodisch wie dieses Wort, wenn ich mich immer wieder aufrege, wütend werde, mich eben empöre über unmenschliche und ungerechte Verhältnisse und dabei nicht einfach ruhig und abgeklärt reagieren kann.

Angefangen hat das schon in meiner Kindheit. Ich bin 1949 im norddeutschen stockkatholischen und politisch schwarzen Emsland geboren und habe das Abitur an einer konservativen Nonnenschule gemacht. In diesem Kontext war meine Mutter für mich herausragend, die in diesem Milieu als Hausfrau und Ehrenamtliche in der Pfarrei lebte, völlig «unpolitisch» war, sich aber immer «empört» hat über Ungerechtigkeiten im menschlichen Zusammenleben und über unmenschliches Verhalten. Da konnte sie über sich hinauswachsen und Konfrontationen wagen, obwohl sie sich eigentlich nur «friedliche Harmonie» wünschte.

Empört Euch!

Mit diesem Titel fiel mir kürzlich das kleine Büchlein des 93jährigen französischen Menschenrechtlers Stéphane Hessel in die Hände – nicht zufällig, sondern durch Michael Kogon, der den französischen Text ins Deutsche übersetzt hat und aktives Mitglied in unserer Pfarrei Frenkendorf-Füllinsdorf ist. Er ist der Sohn des Publizisten Eugen Kogon, der zusammen mit Stéphane Hessel die Tortur im KZ Buchenwald überlebt hat.

Eugen Kogon war von 1939 bis 1945 Häftling im KZ Buchenwald und schrieb das Buch «Der SS-Staat», eine eingehende Darstellung über «das System der deutschen Konzentrationslager». Für mich persönlich schliesst sich hier ein Kreis, weil ich dieses Buch im Jahr 1964 als 15jährige Schülerin «verschlungen» und dabei unsäglich gelitten habe.

Empört Euch!

Als 19jährige habe ich im bedeutsamen Jahr 1968 mein Studium begonnen und bin Hals über Kopf in die Bewegung geraten, wurde politisiert, habe mich «links» positioniert und engagiert, demonstriert und agitiert. Meine Empörung fand einen Raum, fand einen Ausdruck und hat mich verbunden mit Gleichgesinnten. Durch die Theologie der Befreiung fand ich auch einen theoretischen Rahmen, um mein politisches Engagement und meine theologische Überzeugung zusammenzubringen. Sehen – Urteilen – Handeln! Ausgangspunkt sind immer die Menschen und ihre Lebensverhältnisse: seien es die Armen und Hungernden, die politisch Ausgegrenzten und stumm Gemachten oder die Frauen, die vor allem in der Kirche allein aufgrund ihres Geschlechtes einfach ausgeschlossen werden. Ausgangspunkt kann und darf nie eine Idee oder ein Glaubenssatz ein.

Diese Grundlage war immer und ist bis heute für mich bestimmend für meine politische und theologische Arbeit. Ich konnte damit in meinem ganzen Berufsleben und in all meinen ehrenamtlichen Engagements – vor allem im Asylbereich – aber nur leben und überleben, weil ich immer Menschen an meiner Seite hatte, die mit mir an einem Strang zogen und bei denen ich mich verstanden fühlte. Wenn ich je das Stichwort «Spiritualität» in den Mund nehme, dann geschieht das nur in diesem Zusammenhang und in Kombination mit dem Stichwort «Solidarität».

Maria Klemm-Herbers

Maria Klemm-Herbers wohnt in Augst/BL, ist verheiratet und Mutter von zwei erwachsenen Kindern. Seit 1974 ist sie als Theologin mit unterschiedlichen Pensen in der Pfarrei Frenkendorf-Füllinsdorf tätig. Zu dieser Seelsorgearbeit kamen Leitungsfunktionen im Regionaldekanat BL und in der Landeskirche BL mit dem Schwerpunkt der Personalbegleitung.

Aus der Bewegung

Vorstand TheBe

Neue Gesichter im Vorstand: An der Jahresversammlung vom 26. März 2011 wurde Dominique Ruta-Robert mit Applaus aus dem Vorstand der TheBe verabschiedet. Neu zum Gremium gehören Josef Wey aus Merschwand und Pablo Vettiger aus Luzern. Nach wie vor bleiben Francisco Gmür aus Basel und Erwin Troxler (Präsidium) aus Brugg dabei. Der neue Vorstand konstituierte sich an seiner Sitzung vom 21. Mai 2011 in Luzern. Als Kassiererin wurde Brigitt Gutmann aus Les Ponts-de-Martel bestätigt.

Jahresbericht 2010: Der Jahresbericht 2010 der TheBe kann auf der Homepage (www.thebe.ch/archiv) heruntergeladen werden. Wer den Jahresbericht schriftlich wünscht, kann ihn bei unserer Postadresse bestellen.

Hinweise auf gewünschte Themen: An der Jahresversammlung 2011 wurde unter anderem gesagt, die TheBe solle sich zu aktuellen Themen öffentlich äussern. Wir bitten darum, uns auf solche Themen aufmerksam zu machen. Gleichzeitig erbeten wir um fundiertes Hintergrundwissen dazu, beziehungsweise um Hinweise darauf, wo oder bei wem solches abgerufen werden kann. Wir veröffentlichen auch gerne Stel-

lungnahmen zu unseren Anliegen von befreundeten Organisationen. Alle (besonders TheBe-Mitglieder) sind aufgerufen, davon Gebrauch zu machen (über info@thebe.ch).

Rückblick auf Veranstaltungen: Jahresversammlung 2011 der TheBe – Knapp ein Dutzend Unentwegte trafen sich im Romero Haus in Luzern. Dabei wurde das vorgeschlagene Projekt für eine Webplattform und eineN «BewegungsarbeiterIn» rege diskutiert. Es wurde unter anderem folgender Beschluss gefasst: Der Vorstand legt für die nächste Jahresversammlung drei Zukunfts-Varianten für die TheBe zur Abstimmung vor: 1. Auflösung der TheBe (ev. mit Fest); 2. Freiwilligenarbeit (wie bisher), neu lanciert; 3. Bewegungsarbeit mit Anstellung.

Olla Comun – Am Vorabend zum 31. Gedenktag an die Ermordung von Oscar Arnulfo Romero in El Salvador traf sich im Senti-treff in Luzern eine kleine Gruppe zu einer Erinnerungsfeier. Wir lauschten ein paar Ausschnitten aus Predigten des Erzbischofs und Aussagen von ZeitzeugInnen über seine Person und sein Wirken. Dazu stärkten wir uns leiblich mit einer köstlichen Suppe.

Tagung – Die offenen Adern Lateinamerikas, vom Umgang mit Ressourcen in Lateinamerika: Wegen zu wenig Anmeldungen musste diese Veranstaltung leider abgesagt

Erwägungen

Journal der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung – TheBe

Redaktion

Christian Muheim
Rotachstrasse 3
9000 St. Gallen
christian.muheim@gmx.ch

Franz Schibli
franz.schibli@gmx.ch

Administration

TheBe, Postfach 4809,
6002 Luzern
info@thebe.ch,
www.thebe.ch

Abopreis

Das Journal der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung erscheint zwei Mal im Jahr (jeweils im Januar und Juli) als Beilagenheft der *Neuen Wege*. Das Abonnement ist Bestandteil der Mitgliedschaft der TheBe.

Mitgliedschaft

Wollen Sie Mitglied der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung werden? Schicken Sie ein Email mit Ihrer Adresse

an info@thebe.ch oder senden Sie den untenstehenden Talon an uns zurück. Der Mitgliederbeitrag liegt bei Fr. 30.–, der Solidaritätsbeitrag bei Fr. 50.–.

.....
Ich werde Mitglied der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung:

| | |
|--------------|---------|
| Name | Vorname |
| Strasse, Nr. | |
| PLZ/Ort | Tel. |
| E-Mail | |

Talon senden an: Theologische Bewegung für Solidarität und Befreiung, Postfach 4809, 6002 Luzern

werden. Die OrganisatorInnen der Zentralschweizer RomeroTage werden bald darüber befinden, in welcher Form das Gedenken an «die Stimme der Gerechtigkeit» im nächsten Jahr begangen werden soll.

OeME-Frühjahrstagung 2011 – Auf dass ihr lebt! Befreiende Theologien für das 21. Jahrhundert. Unter diesem Titel stand die diesjährige Berner OeME-Frühjahrstagung. Mit Gästen aus drei fremden Kontinenten wurde die Aktualität des befreiungstheologischen Ansatzes von Bibellektüre vor Augen geführt. Die Tagung diente gleichzeitig als Abschiedsveranstaltung für Albert Rieger, der in Buenos Aires und in Paraguay die Befreiungstheologie in einem frühen Stadion kennen und schätzen lernte. Zurück in der Schweiz baute er ab 1979 die Fachstelle OeME auf, die er seit dieser Zeit leitete und prägte.

Kirche? NordSüdUntenLinks – Unter diesem Motto versammelten sich am 12. Mai 2011 in Zürich gut zehn Personen, die sich mit der Befreiungstheologie verbunden fühlen. Nach einer Vorstellungsrunde berichtete Karl Heuberger von seinen Erlebnissen und Gedanken anlässlich einer kürzlich stattgefundenen Reise nach Guatemala. Ihn berührte insbesondere das Feuer, mit dem zahlreiche Menschen am Rande der Gesellschaft sich für Gerechtigkeit einsetzen. Des Weiteren wurden Vorstellungen über den Ablauf folgender solcher Treffen formuliert. Die Struktur soll in etwa so wie gehabt beibehalten werden. Die nächste Versammlung dieser Art findet am 17. November 2011 in Bern statt.

AG Feministische Theologie

Wir – eine Gruppe von katholischen und reformierten Theologinnen – treffen uns zirka acht Mal pro Jahr in Bern und diskutieren über ein gemeinsam ausgewähltes feministisch-theologisches Buch. Wir lesen Bücher aus allen theologischen und auch philosophischen Disziplinen. Als nächste Lektüre steht das Buch der Professorin für Systematische Theologie an der Harvard University, USA, Sarah Coakley, auf dem Plan: «*Macht und Unterwerfung. Spiritualität von Frauen zwischen Hingabe und Unterdrückung*», Gütersloher Verlagshaus, 2007.

Unsere Frauen-Lesegruppe trifft sich in der Regel mittwochs von 18.45–20.45 Uhr zum Diskutieren und miteinander Essen (Teilete) in Bern, zehn Minuten vom Bahnhof. Lesetreffdaten bis Ende Jahr sind: Mittwoch, 31. August, und 14. September, Montag, 21. November, und Montag, 12. Dezember (die Abstände zwischen zwei Treffen sind normalerweise in etwa gleich gross; dieses Mal haben wir einfach keine anderen Daten gefunden). Interessierte Frauen sind herzlich willkommen.

Kontakt: Eveline Gutzwiller Perren, Tel. 033 221 43 24 oder evgu@pe-gu.ch

AG Wächtigs-ChristlInne

Drei Mal trafen sich sieben Wächtigs-ChristlInne im ersten Halbjahr 2011, wie gewöhnlich an einem Mittwoch oder Donnerstag um 18.45 Uhr in den Räumen der Jugendseelsorge Solothurn in Olten. Wichtiger Bestandteil des Abends ist jeweils die Befindlichkeitsrunde, die jeder und jedem Gelegenheit gibt, über Entwicklungen und Erfahrungen am eigenen Arbeitsplatz zu berichten und dazu auch Echos der jeweils Zuhörenden entgegen zu nehmen. Das Spektrum ist breit: Aufbauarbeit auf Haiti nach dem grossen Erdbeben, bildungspolitische Probleme an einem Gymnasium, Tätigkeit der Personalkommission in einer Grossdruckerei, Zürcher Schülerhorte, Quartierladen in der Baslerstrasse Luzern, Bahnhofseelsorge in Zürich, Alltag eines Pensionierten.

Das selbst Erlebte spiegeln wir in unserer Lektüre. Wir lasen eine Darstellung der Unternehmenskultur der dm-Drogenmärkte in Deutschland (aus: Götz W. Werner, *Einkommen für alle*, Verlag Bastei Lübbe). Und wir verglichen deren Grundsätze («Zutragen veredelt den Menschen») mit der Realität am eigenen Arbeitsplatz ... – oft ein ernüchternder Vergleich! Die Wächtigs-ChristlInne freuen sich, wenn weitere Kolleginnen und Kollegen ihren Arbeitsalltag in einer TheBe-Runde besprechen und bespiegeln möchten.

Kontakt: Paul Jeannerat-Gränicher, 031 859 33 46 oder graenicher.jeannerat@gmx.ch.